



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die finanzielle Lage der Universität Jena. I.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# Die finanzielle Lage der Universität Jena.

## I.

Die Thüringer sind leicht zu zählen, denen das Herz nicht aufgeht, wenn der Name des alten Jena erschallt. Nicht bloß für diejenigen die dort als Studenten jubiliert und gelernt haben, beides zugleich, oder eines allein, auch für diejenigen, welche niemals der Universität angehörten, ist Jena der Mittelpunkt des geistigen Lebens der ganzen Landschaft, ein idealer Einheitspunkt inmitten einer oft genug widerwärtig empfundenen, in Deutschland jetzt einzig dastehenden territorialen Zersplitterung.

Auch im ganzen Reiche und über das Reich hinaus hat Jena und seine Hochschule einen guten Klang. Mehr als irgend eine andere unter den kleineren deutschen Universitäten besitzt Jena seit Alters einen universellen Charakter. Seine Studierenden kommen noch heute nicht ausschließlich oder auch nur vorwiegend aus den zur Erhaltung der Akademie vereinten Herzogthümern der Thüringischen Staaten; sein Kontingent von Studenten setzt sich in der That aus Söhnen aller Staaten und Provinzen Deutschlands zusammen und wird häufig durch Zuzug aus außerdeutschen Staaten verstärkt. So noch heute. Die Frequenz ist nicht im Abnehmen begriffen. Bringt man den Ausfall in Anschlag, den das durch unglückliche Verhältnisse tief gesunkene, jetzt erst allmählich wieder auflebende landwirthschaftliche Institut aufweist, so ist die Störung durch den großen Krieg von 1870 vollständig vermunden, das Verzeichniß der Studierenden auf der Höhe der besten Jahre seit 1848. Die Lage der Stadt in dem Saalthale, der Reiz des im kleinstädtischen Verhältnisse allein möglichen studentischen Lebens, die nähere Berührung mit den Lehrern, der Vortheil des engeren Kreises für das wissenschaftliche Studium übt ebenso sehr seine Anziehungskraft, als auf der anderen Seite neuerdings die Entwicklung der Stadt zu größerem Komfort, die bis dahin oft vermißte Eisenbahnverbindung und Aehnliches zu Hülfe kommt.

Es wäre überflüssig, hier zu schildern, was Jena in der Vergangenheit gewesen ist und geleistet hat. Eine Fülle berühmter Namen, die an der hochherzigen Stiftung des Kurfürsten Johann Friedrich gewirkt haben, taucht in der Erinnerung auf. Hat Jena in vergangenen Jahrhunderten seinen

Platz unter den deutschen Schwesteruniversitäten glücklich behauptet, so hat es denselben auch in diesem Jahrhundert würdig behauptet und behauptet ihn, das darf ohne Ruhmredigkeit ausgesprochen werden, noch heute. Der Hauch freier Forschung, echter wissenschaftlicher Wahrheit ist nicht verschwunden, die Gelegenheit zu lernen im ganzen Umkreise der Wissenschaften nicht schlechter geworden.

Alle Bedingungen scheinen eigentlich zusammenzutreffen, um Jena von Neuem Aussicht auf eine blühende Zukunft zu eröffnen. Nicht ohne Grund sind Viele der Meinung, daß ein Rückschlag von den Massenansammlungen unserer zur Zeit größten Universitäten nicht ausbleiben wird. Thatsache ist, daß eine Reihe kleinerer Hochschulen wieder in Zunahme begriffen sind und unzweifelhaft darf Jena von dieser Rückströmung seinen Antheil mit mehr Zuversicht erwarten, als manche andere Universität. Die wissenschaftliche Freizügigkeit, welche durch die Gestaltung des Reiches erzeugt, sich über verschiedene Branchen bereits erstreckt und über noch mehrere demnächst sich erstrecken wird, kann vollends einer in sich lebenskräftigen Universität nur zu Statten kommen.

Keine Hochschule hat idealer und intensiver für Deutschlands Größe und Einigkeit geschwärmt seit 1815, als Jena. Noch ist in frischer Erinnerung, was es darum gelitten hat. Nun ist das damals erträumte Reich da. Ist es nicht ein tragisches Schicksal, daß bald nach Gründung des neuen deutschen Reiches immer wieder und mit verdoppelter Macht die Zweifelsfrage auftritt, ob die Universität Jena zu erhalten sein wird, oder nicht? Sie kränkelt nicht, weil ihr der rechte Boden oder der rechte Geist fehlte. Zur Stunde fühlt sie sich noch frisch und kräftig. Und dennoch die Frage: wie wird es in der Zukunft, ja schon in der nächsten Zukunft werden? Lediglich wegen des prosaischen Dinges, Geld genannt.

Um eine Universität auf ordentlichem Fuße zu erhalten, ist allerdings, wie Jedermann weiß, Geld und noch einmal Geld nöthig. Ohne dies unentbehrliche Mittel ist es nicht möglich, die Stätte der Wissenschaft zu sichern. Das ist es, was als schreckendes Gespenst sich vor alle sonst so günstigen Hoffnungen stellt, der Mangel an dem nervus gerendarum rerum. Gewiß ein tragisches Geschick, wenn nichts Anderes als leidiger Geldmangel eine altberühmte Universität, die sonst alle Bedingungen des Gedeihens in sich trägt, mit Verkümmern bedroht in derselben Zeit, wo fast in allen übrigen Staaten der regste Eifer herrscht, die Universitäten mit vermehrten Mitteln auszustatten und in derselben Zeit, wo sich in jeder anderen Beziehung ihre Aspekte günstiger gestalten, als seit Dezennien.

Jena ist schwer gefährdet durch Finanznoth und allein durch Finanznoth. Diese Thatsache vor ganz Deutschland offen auszusprechen, ihre Gründe

darzulegen und auf Abhülfe zu sinnen, erscheint Pflicht. Handelt es sich doch um eine Stätte der Kultur, an der die ganze Nation theilhaftig ist, der die weitesten Kreise unseres gesammten Vaterlandes Dank schulden und die selbst im Auslande mit Achtung genannt wird.

Im Weimarischen Landtag ist von dem Abgeordneten aus Jena die Gelegenheit ergriffen worden, eine kurze Schilderung der obwaltenden Verhältnisse zu geben. Manches davon ist in die Zeitungen übergegangen, jedoch meist nur bruchstück- und auszugsweise. Es wird daher nicht überflüssig sein, gestützt auf die Zahlenangaben, die dort mitgetheilt wurden, die Lage der Dinge hier etwas gründlicher zu beleuchten und die Darstellung jenes Abgeordneten noch einigermaßen zu ergänzen.

Die Universität zu Jena ist dem Großherzogthum Weimar, den Herzogthümern Altenburg, Coburg-Gotha und Meiningen gemeinschaftlich. Diese vier Staaten, deren Fürsten den Titel der Nutritoren führen, haben also für die finanzielle Erhaltung zu sorgen. Die Stadt Jena gehört zum Großherzogthum Weimar. Historische Ueberlieferungen der verschiedensten Art zugleich mit der örtlichen Lage im Weimarischen Lande, in der Nähe der Residenz Weimar, ein Name, mit dem der Name Jenas zumal seit der Goethe-Schiller-Epoche auf das Engste verbunden erscheint, erklären zur Genüge, daß bei aller Gemeinsamkeit stets die Haupt Sorge und die Hauptleitung in der Hand der Weimarischen Regierung liegt. Der Idee nach soll die Universität als gemeinsames Institut einen neutralen Charakter haben. Zum Beweise dient die Freiheit ihrer Mitglieder von allen direkten Staatsabgaben, mit Ausnahme der Grundsteuer. Keiner der übrigen Staaten würde eine Weimarische Besteuerung gestatten. Eine Besteuerung zu Gunsten sämmtlicher vier Staaten erscheint unmöglich, weil man den Modus der Verlegung und Vertheilung kaum zu finden vermöchte. Folglich hat es bei dem hergebrachten Privilegium der Steuerfreiheit, so wunderbarlich ein solches unter heutigen Verhältnissen sich ausnimmt, sein Bewenden. Ja sogar der Gemeindekasse der Stadt gegenüber besteht, wenn auch neuerdings mannigfach durchlöchert, ein Privilegium der Freiheit von Gemeindesteuern und Umlagen. Wie könnten die drei übrigen Staaten dulden, daß die Mitglieder der Universität dazu mithelfen sollten, den Säckel einer Weimarischen Stadt zu füllen?

Die Rechtsgemeinschaft, welche sich in solchen Erscheinungen praktisch ausdrückt, hat unzweifelhaft ihre guten, aber auch ihre schlimmen Seiten.

Für die Unabhängigkeit der Universität ist es von großer Wichtigkeit, daß sie nicht von einer einzelnen, sondern von vier Regierungen abhängt. In trüben Perioden der deutschen Hochschulen hat sich das bewährt. Zum großen Theil ist es der aufgeklärten Richtung und dem guten Willen der Weimarischen Regierung, die sich darin seit geraumer Zeit treu geblieben,

zum großen Theil aber auch dem Umstande, daß zu entscheidenden Meinungen in letzter Linie das Einverständniß aller vier Regierungen gehörte, zu verdanken gewesen, daß Jena vor mancherlei Beeinflussungen bewahrt war und bewahrt ist, welche sich anderswo unter dem Druck der in der einzelnen Staatsregierung herrschenden Richtung für die Freiheit der Wissenschaft schlimm genug geltend gemacht haben! Wer damals die Luft Jenas athmete, hat gewiß das Gefühl voller Selbstständigkeit in all seinem Treiben und Thun vollauf zu schätzen gewußt oder doch zu schätzen Ursache gehabt.

Dieselbe Gemeinsamkeit, welche diesen nicht hoch genug anzuschlagenden Vorthell mit sich bringt, erzeugt aber auch ihre Nachtheile. Eine Verwaltung der Universitätsangelegenheiten unter steter und gleichmäßiger effektiver Mitwirkung aller vier Regierungen ist nicht möglich. In allen erheblicheren Sachen pflegt die Form selbstverständlich gewahrt zu werden, welche durch die Gemeinsamkeit geboten ist. Das erscheint nicht immer einfach, kurz und geht nicht ohne viele Schreiberei ab. Indessen das Recht der mitbetheiligten Herzogthümer muß respektirt werden.

Allein wenn auch so verfahren wird, so versteht sich doch von selbst, daß die Stellung der Weimarischen Regierung zu der Universität thatsächlich eine andere ist, als die der übrigen Erhalterstaaten. Sie hat die volle Kenntniß aller einschlagenden Verhältnisse aus nächster Nähe. Die sorgsamste Vermittlung durch die Kuratel, welche unter solchen Umständen, wie sie durch die Gemeinsamkeit bedingt sind, unentbehrlich erscheint, kann den Vorzug dieser Nähe nicht ersetzen, und die übrigen Regierungen in gleicher Weise auf dem Laufenden erhalten. Bei einzelnen Versuchen der letzteren, unmittelbar einzugreifen, hat sich deutlich genug gezeigt, welchen Vorsprung die aus steter und unmittelbarer Verbindung gewonnene Anschauung gewährt. Dazu kommt das traditionelle besondere Interesse, welches der Weimarische Hof und das Weimarische Ministerium für Jena empfindet; nicht minder das natürliche Interesse, das die Regierung darum empfinden muß, weil nun einmal die Universität im Gebiete des Großherzogthums und unmittelbar unter ihren Augen gelegen ist, dem Weimarischen Lande auch wieder vorzugsweise Vorthell bringt.

Erwägt man das Alles, so ist es klar, daß sich ein gewisses Uebergewicht Weimars in der Leitung der Universität geltend macht, welches auf die Stimmung der andern Staaten nicht eben günstig einwirkt. Man kann manchmal äußern hören, der Weimarischen Regierung wäre es am liebsten, die Universität für sich zu haben. Mit wieviel Grund oder Ungrund auch hier wieder das Großherzogthum des Gelüstes nach Hegemonie beschuldigt wird, ist hier nicht zu untersuchen. Die Thatsache ist leider nicht wegzuschaffen, daß in den Thüringer Staaten, die durch Nachbarschaft, Stammesverwandtschaft und

identische Interessen, ja durch die Sorge um ihre gesammte staatliche Existenz bei rechter Würdigung der Situation sich am lebhaftesten angeregt fühlen sollten, die Zusammengehörigkeit zu pflegen und für eine ganze Reihe von Einrichtungen die Gemeinsamkeit zu suchen, die centrifugalen Neigungen vorzuherrschen.

Das bestätigt sich auch an der Universität. Nicht selten scheint es, als ob die Gemeinsamkeit mehr als eine Last, denn als eine gern geübte Pflicht betrachtet werde. Wenn ein Uebergewicht Weimars empfunden wird, so braucht man sich einfach nur klar zu machen, worauf das Uebergewicht beruht. Wer dann kein Uebergewicht will, für den liegt das Mittel, zum erwünschten Ziele zu gelangen, nahe genug zur Hand. Man braucht nur im gleichem Maße mit zu thaten, dann bleibt das gleiche Mitrathen sicher nicht aus. Allein an dem gleichen Mitthun fehlt allzuviel. Nicht allein die pekuniären Leistungen differiren sehr. Auch in jeder anderen Beziehung dokumentirt sich eine Verschiedenstufigkeit des Interesses an der Universität, die zu der Gemeinsamkeit, welche unter den Nachkommen des Stifters vorausgesetzt werden müßte, nicht stimmt. Der Großherzog von Weimar führt die von ihm hochgehaltene Würde eines Rector magnificentissimus. Daß das dem Fürsten mehr als ein bloßer Ehrentitel ist, weiß in Jena Jedermann. Man weiß, mit welcher persönlichen Theilnahme derselbe alle Vorgänge der Universität verfolgt, wie oft und eingehend er sich selber von den Zuständen überzeugt. Weimarische Minister und Beamte sind es, die immer zu treffen sind, sobald es sich um irgend welche Anordnungen handelt. Von den übrigen Staaten wird die Universität wenig gewahrt. Wenn nicht je zuweilen einmal eine größere Conferenz nothwendig wird, können Jahre vergehen, ohne daß irgend eine persönliche Berührung der Universität mit den Ministerien der übrigen Staaten stattfindet.

Wir sind weit entfernt, daraus zu folgern, daß nur Weimar überhaupt ein Herz für die Universität habe und daß sie den drei Herzogthümern gleichgültig sei. Die Wünsche, Jena's Hochschule forteristiren und immer mehr gedeihen zu sehen, theilen gewiß alle. Es wäre ja wunderbar, wenn es sich anders verhielte. An gutem Willen für die Universität fehlt es unstreitig nicht einmal in denjenigen Staaten Thüringens, die es von jeher bei dem guten Willen haben bewenden lassen, die gar nicht dem Verbande der Nutritoren angehören und deren Freude an der Thüringischen Universität ebendeshalb vielleicht eine um so ungetrübtere ist; geschweige denn bei denen, welche als Miterhalter zur Universitätskasse beizutragen haben. Aber so stark der gute Wille sein mag, die Mittel zu thatsächlichem Ausdruck und Erfolg sind nur zu schwach. Zu einer Universität gehört Geld und nochmals Geld. Vom besten Willen kann sie nicht leben. Gerade im Punkte des Geldes aber tritt die auffälligste Verschiebung des ursprünglichen Gemeinsamkeitsverhältnisses

hervor. Die Rechnungen erzählen laut davon, wie verschieden in den verschiedenen Staaten die Pflichten gegen die Universität aufgefaßt werden.

Ob wir darauf etwas näher eingehen, welches Verhältniß zwischen den Geldzuschüssen der einzelnen Staaten besteht, muß zur Kennzeichnung der finanziellen Lage der Universität kurz vorausgeschickt werden, was sie an eigenem Vermögen besitzt.

In Zeittälften, welche das damalige Geschenk so hochherzig erscheinen lassen, daß man sich daran heute ein Beispiel nehmen könnte, wurde die Hochschule mit zwei Landgütern dotirt. Das eine Gut Remda trägt ein jährliches Pachtgeld von 2000 Thaler ein. Dazu kommen Einnahmen aus Meldungen und einigen Gefällen in dem Remdaer Bezirk. Jene lieferten 1872 die Summe von 3000 Thaler, diese fast 800 Thaler. Allein der Einnahme stand eine Ausgabe von etwa 1900 Thaler gegenüber, wovon etwa 1000 auf die forstliche Bewirthschaftung fielen, etwa 900 auf das Landgut.

Das andere Universitätsgut Apolda bringt dormalen 4000 Thaler Pachtgeld. An Lehrgeldern und Gefällen bezog 1872 die Universität in Apolda noch 3500 Thaler. An Ausgaben gingen etwa 1200 Thaler ab. Außerdem hat die Universität noch einige kleinere Stücke Waldung, in der Stadt Jena eine Brauerei und andere Gebäude, aus denen eine geringe Rente erwächst. Der gesammte Bruttoertrag des Immobilienvermögens war in dem gedachten Jahr 11,719 Thaler, der Nettoertrag wenig über 8000 Thaler.

Die Gefälle haben sich im Vergleiche zu früher durch Ablösungen vermindert und werden sich vielleicht noch mehr mindern, da die Ablösungskapitalen natürlich so bemessen sind, daß deren verzinsliche Anlegung die frühere Rente nicht erreicht.

Ueber den Grundbesitz würden sich noch mancherlei Betrachtungen anstellen lassen. Nach der Meinung Mancher soll gerade auf diesen Besitz die Universität sich am Meisten zu gute thun; und da sich natürlich das Pachtgeld neuerdings, wie überall, so auch bei den Universitätsgütern nicht unerheblich gesteigert, vollends, da es das Schicksal gefügt hat, daß man bei dem raschen Wachsthum der Stadt Apolda einige Stücke des Apoldaer Gutes zu leidlich hohem Preis als Bauplätze hat verkaufen können, läßt man sich nicht nehmen, Grundeigenthum sei für die Universität zugleich der werthvollste Besitz, wie es unstreitig der würdigste sei. Es bedarf für das kühlere und schärfere Urtheil kaum die Bemerkung, daß in solchen Ansichten viel Irrthum steckt. Die Universität würde sich seit Jahren besser dabei gestanden haben, wenn sie den Werth der Güter in sicherer Kapitalanlage zu angemessenem Zinsfuß, ohne die weiltläufige und kostspielige Verwaltung, welche der Grundbesitz einer Corporation immer mit sich bringt, ohne die beständigen Aufwände, die am Bruttoertrage jedes Jahr zehren, besessen hätte. Eine reiche Universität mag

sich den Luxus, Landgüter zu haben, erlauben. Wo auf die Rente gesehen werden muß, ist Grundbesitz, sobald man genau die Nettoeinkünfte berechnet, das letzte, was man wünschen soll. Das wird, wenn ja Aussicht zu einer neuen Dotation sich eröffnen sollte, recht ernstlich festzuhalten sein, um der wenig klaren, auf dunkle Gefühlsgründe von größerer Sicherheit und größerer Ziemilichkeit einer Immobiliarfondation gestützten Neigung, welche auch von Seiten der Regierungsbehörden manchmal geäußert wird, entgegenzutreten.

Indessen dies nur nebenbei. Eine Convertirung der vorhandenen Universitätsgüter in gute Papiere, Pfandbriefe, Obligationen u. dgl. würde immerhin die Einnahmen der Kasse um Einiges steigern, aber nicht in dem Maaße, daß damit die Finanznoth erhebliche Abhülfe erführe. Dazu ist der Werth zu gering. Mit der Sorge um Veranlagung neuer Dotationen aber hat es noch gute Wege.

Außerdem nimmt die Universität von sogenannten Stammkapitalien, die sie selber in Depositalverwahrung hat, etwa 4800 Thaler jährlich ein. Auch hier ließe sich eine kleine Steigerung der Einnahmen insofern erzielen, als die vorhandenen Werthpapiere zum Theil einen sehr niedrigen Zinsfuß haben. Allein erheblich würde das aus einem Umtausch gegen einträglichere Papiere sich ergebende Plus auch nicht in die Wagschale fallen.

Notiren wir endlich noch ein Erträgniß aus allerlei Sporteln der Immatrikulation, des Universitätsamtes u. dgl. mit wenig über 1000 Thaler jährlich, so sind wir mit den eigenen Einnahmen am Ende. Alle diese Einnahmen zusammen betragen 1872 die Summe von 17,590 Thaler brutto, die sich nach dem bisherigen durch Abzug der namentlich auf den Grundbesitz zu machenden Aufwendungen nicht unbedeutend mindert.

Längst war schon die Universität auf Zuschüsse aus den Staatskassen der vereinigten Staaten angewiesen.

Wie sich die Staatsverwilligungen in älterer Zeit gestalteten, braucht hier nicht erörtert zu werden. Das Nöthige erhellt aus einer im Jahre 1817 getroffenen Vereinbarung, welche die bis dahin bestandenen zersplitterten Einzelbewilligungen für die vier beteiligten Staaten zu je einer Gesamtbewilligung zusammenfaßte. Hiernach leistete von da ab Weimar an regulärem Beitrag jährlich 7708 Thaler, Coburg-Gotha 2689 Thaler, Meiningen 2189 Thaler und ebensoviel Altenburg. Schon damals zahlte also Weimar mehr, als die drei übrigen zusammen.

Zu einer weiteren Uebereinkunft kam es erst 1865 wieder. In dem Zeitraum von 1817 bis 1865 entschloß sich Meiningen 1838 sich zu einer Nachverwilligung von 500 Thaler; daneben wurden noch einige kleinere Entschädigungen gewährt. Coburg-Gotha und Altenburg ließen während des ganzen

Zeitraums gar keine Erhöhung ihrer Beiträge eintreten. Von Weimar aus dagegen fand außer einigen kleineren Posten eine landständische Bewilligung von 4111 Thalern, ferner 1826 eine solche zu Extrabesoldungen im Belaufe von 2121 Thalern und seit 1839 eine solche von 1541 Thalern statt. Später wurde Alles zu einer einzigen Leistung mit einem Quartalsdeputat von 4009 Thalern konstituiert. Als 1865 zunächst noch 1330 Thaler hinzuverwilligt wurden, stand Alles in Allem genommen ein Weimarischer Zuschuß zur Universität von etwa 17,383 Thalern einer Summe von 7500 Thalern gegenüber, welche die drei Herzogthümer ausbrachten.

Im Jahre 1865 überzeugte man sich von der Nothwendigkeit, die Zuschüsse zu erhöhen. Weimar übernahm noch weiter 1494 Thaler, jede der drei anderen Regierungen 2500 Thaler. Seit 1865 gewährte Weimar überhaupt etwa 18,800 Thaler, Meiningen 5561, Altenburg 5575, Coburg-Gotha 5561 Thaler zu der gemeinsamen Kasse, alle zusammen 34,081 Thaler.

Von da ab hat man sich zu gemeinsamer Erhöhung der laufenden Beiträge zur Gesamtkasse nicht geeinigt. Wohl aber haben einige Separatverwilligungen stattgefunden. Neben der Gemeinsamkeitskasse der Universität bestehen vier Separatkassen, über deren Verwendung jeder einzelne Staat besonders disponirt. Inwiefern es ein glückliches Verhältniß ist, wenn für eine gemeinsame Universität auch wieder separate Kassen bestehen, woraus folgt, daß, wo ein Beitrag aus einer Separatkasse für allgemeine Zwecke in Anspruch genommen wird, allemal erst eine eigene Verständigung vorausgehen muß, ganz abgesehen von der Verweiläufigung der ohnehin hinlänglich weitläufigen Rechnungsführung, mag man sich selbst sagen. Gemeinsame Universität, aber mit Separatkassen; das scheint fast wie eine *contradictio in adjecto*, wird aber sehr erklärlich, sobald man die Verschiedenheit der Leistungen sieht. In Weimar bewilligte der Landtag bereitwilligst im Jahre 1872 abermals 8000 Thaler jährlich und neuerdings 1874 dazu noch 4000 Thaler. Eine Meininger Separatverwilligung beträgt ganze 500 Thaler jährlich. Desgleichen eine Gothaische. Dagegen hat Altenburg 1872 eine Separatbewilligung von 2500 Thalern gemacht.

Die Summe der Weimarischen Beitragsleistungen war inbegriffen jener 8000 Thaler Separatzuschuß auf 26,877 Thaler gestiegen. Alle Einnahmen der Universität zusammen genommen betragen 1872 die Summe von 52,904 Thaler. Ihnen stand eine Gesamtausgabe von 52,798 Thalern gegenüber. Es blieb sonach nur noch ein geringer Ueberschuß von 105 Thalern. Günstiger hat sich die Finanzverwaltung 1873 gewiß nicht gestaltet. Sonst hätte die Weimarische Regierung schwerlich im Jahre 1874 bereits einen neuen Nothpfennig von 4000 begehrt und erhalten, durch den die Weimarischen Leistungen auf 30,878 Thaler stiegen.

Wie unverhältnißmäßig im Vergleiche zu den drei Herzogthümern die Weimarischen Finanzen angespannt werden, ergibt sich sofort. Mag man die Einwohnerzahl oder die Finanzkraft als Grundlage nehmen wollen, bei gleichmäßiger Vertheilung der Unversitätslasten würde niemals Weimar in dem Verhältniß beizusteuern haben, in welchem es thatsächlich freiwillig beisteuert. Eben weil es unverhältnißmäßig leistet, erscheint denn auch der Glaube, daß Weimar wie mehr verpflichtet, so auch mehr berechtigt sei, sehr natürlich. Wenn die drei Herzogthümer und Weimar nach Maßgabe der Bevölkerungsziffern gleichthun wollten, dann würde Meiningen mindestens 19,000, Coburg-Gotha mindestens 17,000, Altenburg 15,000 Thaler auf die Unversität verwenden. Wäre das wirklich der Fall, dann wäre der Unversität gründlich geholfen. Aber wie weit ist man davon entfernt.

Die Unzulänglichkeit der jetzt vorhandenen Mittel dokumentirt sich einfach schon in den Ziffern der Gesamteinnahme, die, wie bemerkt, 1872 etwa 52,000 Thaler betrug. Unbestreitbar wird in Deutschland keine zweite Unversität mit so beschränktem Einnahmetat existiren. Man möchte wohl fragen, der wievielte Theil es von dem ist, was Sachsen für die Leipziger Hochschule jährlich im Ordinaretat, ganz abgesehen von den häufigen außerordentlichen Bewilligungen, ausgibt. Allein lassen wir den Vergleich mit den großen Unversitäten bei Seite. Sicher ist auch unter den kleinsten keine, die mit einer gleich geringen Summe auskommt.

Ein Auskommen wäre auch für Jena nicht denkbar, wenn nicht Weimar neben seinen Geldbeiträgen noch in anderer Weise unterstützend eingriffe. Eine Reihe von Etablissemens, welche zur Unversität gehören, sind stets auf Weimarische Rechnung hergestellt und unterhalten worden. So ist der botanische Garten, für dessen Einrichtung einst Goethe besonders thätig war, ein Weimarisches Institut. Das chemische Laboratorium, jetzt freilich bei Weitem unzureichend, verdankt der Freigebigkeit der verstorbenen Großherzogin seine Erbauung. Ebenso ist die Errichtung des Gebäudes, in welchem das botanische und zoologische Institut arbeitet, von Weimar ausgegangen. Das mit der Unversität verbundene landwirthschaftliche Institut wird ausschließlich auf Weimarische Kosten unterhalten. Nicht minder zum großen Theil als Landesheilanstalten die für die medicinische Fakultät unentbehrlichen klinischen Institute.

Indessen selbst in Betracht dieser Beihülfe, welche das Verhältniß der Beitragsleistungen unter den vier Staaten noch mehr verrückt, bleibt der Etat von 53,000 Thalern für die Unversitätsbedürfnisse zu gering. Seit langen Jahren hat es einer großen Kunst der Verwaltung bedurft, mit den geringen Mitteln die Unversität auf anständigem Fuße zu erhalten. Die Vorzüge, welche Jena in anderer Beziehung darbot, halfen wesentlich dazu

mit, daß man tüchtige Kräfte zu gewinnen und einmal gewonnene zu fesseln vermochte. Es gab immer solche; die mehr auf die sonstigen Unnehmlichkeiten einer Jenaischen Professur, als auf hohes Salär zu sehen geneigt waren. Auch war an Nachwuchs, der sich der akademischen Laufbahn zu widmen Lust hatte, früher kein Mangel und gerade Jena erschien für gar Manchen der geeignete Punkt, von dem aus die Laufbahn zu beginnen, oder der als Durchgang nach größeren Universitäten hin zu benutzen sei. Davon würde sich eine ganze Reihe von Beispielen anführen lassen. Wir gehen hier darauf nicht näher ein. Genug, daß man diese Conjunkturen zu benutzen verstand und mit kleinen Mitteln verhältnißmäßig sehr viel ausrichtete.

Allmählich hat sich aber immer deutlicher herausgestellt, daß auf die Dauer dieser Erfolge nicht zu rechnen sei. Die Bedürfnisse wuchsen zusehends. Die akademischen Institute verlangten alljährlich mehr. Einzelne Besoldungen mußte man, wenn auch die meisten noch im alten Niveau blieben, erheblich steigern. Darum kam es in Erkenntniß der größeren Anforderungen 1865 zu den oben berührten Mehrverwilligungen sämmtlicher vier Staaten. Allein die Hoffnung, damit für längere Zeiten die Ausgaben gedeckt zu sehen, erwies sich bald als trügerisch. Schon im Jahre 1872 überzeugte sich die Weimariſche Regierung von der Nothwendigkeit, die Mittel zu verstärken. Sie warf weitere 8000 Thaler aus; mit aner kennenswerther Bereitwilligkeit schloß sich Altenburg dem Vorgange an und bewilligte weitere 2500 Thaler jährlich. Von Neuem gab man sich der Hoffnung hin, mit diesen Zuschüssen im Belaufe von 10,500 Thalern die Universitätsverhältnisse wesentlich aufbessern zu können, aber auch diesmal, wie sich rasch herausstellte, täuschte man sich. Wie wenig mit dieser Mehrverwilligung eine gründliche Abhülfe geschaffen, lehrt die Rechnung von 1872 in ihren Ausgabeposten hinlänglich.

Wir finden hier einen Aufwand auf die akademischen Gebäude und Lokale von 1688 Thalern. Die Verwaltung einschließlich der Kuratel kostete 6052 Thaler, die Erhaltung der Seminarien und Institute in der theologischen Fakultät 355, in der juristischen 300, in der medicinischen etwa 5000, in der philosophischen 2207 Thaler. Für die Bibliothek wurden 2054 Thaler verausgabt; für alle Institute zusammen 10,248 Thaler. Zur Wittwenkasse waren 2500 Thaler, an Pensionen und Unterstützungen 1100 Thaler zu stellen.

Das Hauptkapitel bilden die Besoldungen der Lehrer. Zu diesem Zwecke wurden 1872 entnommen aus der gemeinschaftlichen Kasse rund 29,000 Thlr., aus den Separatkassen — wonach sich der Gehalt mancher aus drei oder viererlei Kassen zusammensetzt — rund 5000 Thaler; in Summa etwa 34,000 Thaler. Davon fielen auf 28 ordentliche Professoren etwa 27,000 Thaler, auf 14 Honorarprofessoren 6400 Thaler. Der Durchschnittssatz betrug mithin für

die ersteren noch nicht 1000 Thaler, für die letzteren etwa 450 Thaler. Von den 28 ordentlichen Professoren aber bezogen 12 einen Gehalt von 1000 Thlr., und darüber, 16 hatten unter 1000 Thaler. Der höchste Gehalt in dieser Klasse betrug 1800 Thaler, der niedrigste 500 Thaler; 1500 Thaler und darüber hatten nur 4 Professoren. Unter den Honorar- und außerordentlichen Professoren gab es Abstufungen von 800 Thalern herab bis zu 200 Thalern.

Das waren die Gehaltsverhältnisse, wohlbemerkt, nachdem die neuen Bewilligungen des Jahres 1872 bereits zur Aufbesserung und Ausgleichung flüssig geworden waren! Selbst bei diesen bescheidenen Gehaltsätzen war aber die Rechnung pro 1872, nachdem 1871 bereits ein Defizit von rund 3000 Thalern erwachsen gewesen, nur darum mit einem Ueberschuß von 105 Thalern zu schließen, weil aus der noch nicht erschöpften Weimarischen Separatkasse etwas über 3000 Thaler vorgestreckt wurden.

Kann die finanzielle Lage der Universität besser illustriert werden als durch diese Ergebnisse? Die Resultate der Rechnung von 1873 kennen wir noch nicht. Es wird möglich gewesen sein, auch da noch auszukommen, zumal noch einiger Vorrath aus den Beständen der jüngsten Bewilligungen vorhanden war. Aber im Frühjahr 1874 mußte die Weimarische Regierung dem Landtage abermals eine Bewilligung von weiteren 4000 Thalern abverlangen, welche nur damit motivirt wurde, daß es nothwendig sei, noch einige Mittel zur Hand zu haben, um Jenaische Lehrer, wenn sie fortgerufen werden, durch Gehaltsaufbesserungen festzuhalten, oder die durch Wegberufungen entstandenen Lücken auszufüllen. Davon konnte nicht entfernt die Rede sein, mit jener Summe gründlich den Bedürfnissen der Universität abhelfen zu wollen. Ausdrücklich wurde sie von der Regierung als ein kleiner Dispositionsfonds bezeichnet, der nur dazu dienen sollte, dem Aergsten vorzubeugen, daß nicht aus Mangel an Geld geradezu eine Verwaisung einzelner Lehrstühle eintrete. Der Landtag zögerte nicht, dem Wunsche der Regierung zu entsprechen. Indessen war die Regierungsvorlage mit ihrer Motivirung wohl dazu angethan, ernste Sorge wachzurufen. Daß mit den neuen 4000 Thalern nur einem einzelnen Zwecke und selbst diesem höchstens nothdürftig genügt wird, kann sich Niemand verhehlen. Die Regierung selbst betonte, welche großen Anforderungen noch sonst von Seiten der Universität zu stellen seien. Mit den neu erlangten Mitteln glaubte sie einstweilen die Universität durch die laufende Finanzperiode hindurch bringen zu können. Mehr als diese schüchterne Hoffnung wurde nicht geäußert. Was nachher werden soll, darüber ließ sich eine bestimmte, greifbare Ansicht nicht gewinnen. Die Regierung sprach von Anträgen auf eine große Fündtrung der Universität mit eigenem Vermögen, von Verhandlungen mit den anderen Staaten u. s. w. Das Alles schwebte jedoch in nebelhafter Ferne. Kein Wunder, daß Angesichts

der Positionen des Etats andererseits in dem Landtage ernste Zweifel aufzutau- chen begannen, welche in Universitätskreisen schon oft besprochen wurden wie es möglich sein solle, auf dem bisherigen Wege die Universität zu er- halten. Denn daß zuletzt bei aller Vorliebe für dieselbe und bei aller Auf- opferungsfähigkeit das Großherzogthum nicht im Stande sei, allein aus seinen Kassen das Nöthige zu gewähren, daß ein Land von 300,000 Ein- wohnern nicht im Stande sei, ganz oder zu mehr als drei Viertheilen eine Universität nach den Erfordernissen der Gegenwart genügend auszustatten, das darf wohl als ausgemacht betrachtet werden.

Je weniger durch die kleine Vermehrung des Fonds, der abermals nur der Fürsorge der Weimariſchen Regierung zu danken, die Universität finanziell sicher gestellt erscheint, desto mehr erscheint es geboten, offenen Blicks die Dinge zu erkennen, wie sie wirklich liegen und sich klar zu machen, was daraus folgt. Mit den bisherigen Mitteln kann die Universität, das ist gewiß, unmöglich fortbestehen. Ist es nicht thunlich, sie reichlicher auszu- statten, so wird sie unausbleiblich verkümmern. Vielleicht langsam, vielleicht daß sie sich eine Anzahl von Jahren noch halbwege weiter schleppt. Allein was wäre das für ein Loos! Dann wäre es weit besser, mit raschem Schnitt ihr Ende herbeizuführen, als der Welt das Schauspiel zu bereiten, daß die Jahrhunderte lang angesehene Hochschule, welche ein solches Schicksal wahrlich nicht verdient, an Geldmangel langsam abstirbt.

Die Richtungen, in welchen unvermeidlich in nächster Zeit bedeutende Mehrforderungen sich geltend machen, wurden theils in der letzten Proposition der Weimariſchen Regierung, theils in den Landtagsverhandlungen angedeutet.

Einmal handelt es sich um eine Reihe von sachlichen Ausgaben. Die Institute und Laboratorien sind meist auf anderen Universitäten ganz anders ausgestattet, als in Jena. So sich weiter zu behelfen, wie es bisher in Jena geschehen, ist auf die Dauer unthunlich. Es ist hier keineswegs nur von kli- nischen Einrichtungen zu reden, an denen Jahr für Jahr gebessert zu werden pflegt; schon darum weil das als *conditio sine qua non* von den medicinischen Professoren gestellt wird. Auch in dieser Richtung wird noch Vieles und Kostspieliges zu verlangen sein. Es giebt eine ganze Reihe von anderen Instituten, die in ihrem jetzigen Zustande nicht mehr zu belassen sind. Hier sei nur beispielsweise des Laboratoriums der Chemie gedacht, dessen Zu- stand geradezu unerträglich ist, und in schreiendem Mißverhältniß zu den berechtigtesten Forderungen und der Zahl der Laboranten steht. Andere Labo- ratorien, wie die der Botanik und Zoologie, werden, wenn auch einstweilen nothdürftig untergebracht, nicht minder Ansprüche auf bessere Einrichtung er- heben. Von dem Luxus, der auswärts zu finden, wird in dieser Beziehung niemals in Jena die Rede sein. Das Nothwendige und Nothdürftige aber

muß selbstverständlich den Fächern, welche derartige Anstalten erheischen, gewährt werden, wenn die Universität ihrem Namen und Wesen entsprechend eine Schule der gesammten Wissenschaft sein soll. Außer den stehenden Einrichtungen erheischt ferner die Beschaffung des laufenden Materials in allen Anstalten einen erklecklichen Mehraufwand. Was jetzt zur Unterhaltung und dem Betriebe derselben verwilligt werden kann, wird von Tag zu Tag unzulänglicher.

Sammlungen aller Art rufen nach zweckmäßigeren und auslänglicheren Lokalitäten. Wie das in verschiedenen Fächern bedeutende Material untergebracht werden muß, würde man anderswo kaum begreifen. Die Bibliothek wird in kurzer Frist einer Vergrößerung bedürfen. Wenn sich die Frequenz mehrt, kann dasselbe Bedürfniß an dem Kollegienhaus eintreten. Von Luxus ist auch da keine Rede. An ein Universitätsgebäude nach dem Muster vieler Schwesteruniversitäten wagt in Jena Niemand zu denken. Aber die nothwendigen Räume in brauchbarer Beschaffenheit müssen doch vorhanden sein. Das Kollegienhaus ist aus einigen alten Privathäusern billig zusammengebaut worden. Die nicht unansehnliche Bibliothek war ein altes Lagerhaus. Mit wenig Kosten aus Altem etwas herzustellen, versteht man trefflich. Niemand wird das tadeln. An manchen Stellen freilich führt die begründete Scheu vor großer Ausgabe zu fortlaufenden Flickarbeiten, die zuletzt sich leicht höher summiren, als eine gründliche Neueinrichtung gekostet haben würde. Indessen, wie dem auch sei, selbst abgesehen von allen extravaganten Plänen, bei bescheidenster Beschränkung auf dasjenige, was schlechthin geschehen muß, und bei Fortsetzung des bisherigen Systems in der Ausführung stehen Ausgaben bevor, die von dem bisherigen Fonds nicht zu tragen sind.

Die Haupt Sorge aber bleiben die Gehalte der Professoren. Daß dabei ganz andere Sätze angelegt werden müssen, als vor einem Dezennium, hat man bereits empfunden. Und doch ist für Jena erst der Anfang jener Wandlung eingetreten, die sich überall bemerkbar macht. Schon in den letzten Jahren vor 1870 mußten bei Neuberufungen die Gehalte im Vergleich zu früher gesteigert werden. Vollends aber seit 1871 wachsen die Ansprüche der Professoren von Jahr zu Jahr zusehends.

Nicht ohne ein gewisses Gefühl des Schmerzes über den Untergang der alten guten Zeiten, wo Professoren genug und billig zu haben waren, wird manchmal das Reich als Urheber der Noth bezeichnet. Das Reich stiftete die Universität Straßburg, geizte nicht mit Geld und nahm von den übrigen deutschen Universitäten eine ziemliche Anzahl von Lehrern hinweg. Dadurch, meint man, sei dann nach allen Seiten hin Nachfrage nach Ersatz und durch die unter den Professoren eingetretene Bewegung eine Preissteigerung der Lehrarbeit hervorgerufen worden. Daran ist insofern etwas Wahres, als das

Vorgehen der Reichsregierung wohl einen nächsten äußeren Anstoß gab. Allein die Ursache der Erscheinungen, welche jetzt die Budgete der Universitäten anschwellen, lagen tiefer; so tief, daß nach Naturgesetz die Zeit kommen mußte, wo endlich auch einmal die gelehrte Arbeit wenigstens einigermaßen ihren Lohn beanspruchen darf.

Es ließe sich ein langes Kapitel darüber schreiben, in welcher unwürdiger Weise man Jahrzehnte hindurch die Thätigkeit an der Universität belohnt hat. Abgesehen von einzelnen Ausnahmen war es Usus, die meisten Professoren bei Gehalten zu lassen, die ihnen recht deutlich zu Gemüthe führen mochten, daß sie zu der Klasse der Schulmeister gehörten. Wir wollen nicht daran erinnern, wie namentlich auch die Preussische Regierung verfuhr; und gerade sie war bei der Anzahl der Preussischen Universitäten größtentheils tonangebend. Entweder, scheint es, war man der Meinung, daß knapp gehaltene Professoren am besten lehren, oder man machte sich von Kolleggeldern, Promotionsgebühren und Nebeneinnahmen eine Vorstellung, welche den Neid selbst höherer Regierungsbeamten erregte und der Neigung, zum Ueberfluß auch noch hohe Besoldungen zu bewilligen, entgegenarbeitete.

Wie falsch diese Maxime war, so lange als thunlich das Universitätslehramt möglichst wenig freigebig zu behandeln, bedarf keiner Darlegung. Die begangenen Sünden haben sich gerächt und werden sich noch mehr rächen. Niemand kann vernünftiger Weise verlangen, daß in idealem Streben oder vielmehr in romantischem Taumel der Gelehrte und Lehrer der Wissenschaft den Mammon verachten und lediglich von dem wissenschaftlichen Ruhme zehren soll. Mit vollem Recht fordert auch der Gelehrte und Lehrer für seine Arbeit den gebührenden Lohn und, wenn ihm dieser versagt bleibt, so ist die unausbleibliche Folge, daß die Lust, eine so wenig lohnende Laufbahn zu ergreifen, zurückgeschreckt wird. Mühe und Arbeit, Ansprüche an Befähigung und Wissen in einem Maaße, wie sonst nirgends, selbst pekuniäre Aufwendungen, vielleicht Jahre des Noviziats hindurch und zur Beschaffung der oft kostspieligen Hülfsmittel, und dann die Aussicht auf materielle Erfolge von so bescheidenem Maaße, daß ein Vergleich mit den Erfolgen, die in hundert andern Berufszweigen zu erzielen, gar nicht angestellt werden durfte: will man sich da noch über die geringe Anzahl von Aspiranten zum Lehramte der Universitäten wundern. Auch jetzt, nachdem die Lage der Professoren an den meisten Orten einige Besserung erfahren hat, erschallt von allen Seiten der Nothschrei wegen mangelnden Nachwuchses und schwerlich wird mit der Gratifikation, welche in Preußen zum Privatdocententhum anlocken soll, viel ausgerichtet werden. Um zur akademischen Laufbahn anzuregen gibt es nur das eine Mittel, das akademische Amt so zu stellen, daß es auch um des

materiellen Erfolges willen des Strebens nicht unwerth ist. Davon aber sind wir noch weit entfernt.

Was namentlich die Preussische Regierung seit 1870 zu Gunsten der Universitätslehrer gethan hat, ist anerkennenswerth, aber immer erst eine Abschlagszahlung. Der flüchtigste Blick auf die Gestaltung der Lebensverhältnisse in den letzten Jahren lehrte die Unmöglichkeit, es beim Alten zu belassen. Geld genug war vorhanden und so war endlich die Zeit gekommen, wo in einer den Universitäten günstigen Stimmung der Regierung von dem Ueberflusse der Finanzen auch einmal Etwas auf die Professoren fallen konnte. Nachdem dies in Preußen geschehen, ist das Signal allgemein hin gegeben. So wenig man sich in der Dotirung der Gehalte der Gymnasiallehrer dem Einfluß des Normalgehaltes, der in dem größten deutschen Staate angenommen worden ist, zu entziehen vermag, ebenso wenig dem Einfluß des gewiß von Niemandem übertrieben zu befindenden Durchschnittsages der Professorengehälte an den preussischen Universitäten. Wir dürfen im Durchschnitt annehmen, daß der Gehalt eines ordentlichen Professors dort wenigstens 1500 bis 1600 Thaler beträgt, ausschließlich der nicht unbeträchtlichen Wohnungsvergütung von 200 — 300 Thalern. Unserer Ueberzeugung nach wird es dabei keineswegs sein Bewenden haben. Wenn nur leidlich die Ebenmäßigkeit gegenüber den praktischen Staatsbeamten gewahrt werden soll, wird man noch erheblich hinaufgehen müssen.

Für Jena aber wollen wir die Aussichten auf weitere Erhöhungen in die Zukunft hierin gar nicht in Anschlag bringen. Schon die Vergleichung mit dem, was jetzt ringsumher ist, genügt. Daß auch in Jena „die Preissteigerung aller Lebensbedürfnisse und das Sinken des Geldwerthes“, womit die Gehaltserhöhungen aller anderen Beamtenklassen motivirt zu werden pflegt, nicht spurlos vorübergegangen, begreift sich. Die Billigkeit Jenas ist längst ein Mythos geworden. Und in demselben Jena, das in Bezug auf die Preise vieler Dinge selbst den Vergleich mit großen Städten nicht zu scheuen braucht, ist 1872 kaum ein halbes Duzend ordentlicher Professoren erster Klasse, welche den Preussischen Minimalgehalt, eine Minorität, welche eben den auch für Weimar angenommenen Durchschnittsgehalt der Gymnasiallehrer erreicht, während die größere Anzahl nicht einmal einen Gehalt von 1000 Thalern bezieht! Unter den außerordentlichen Professoren steht es erst recht so, daß kaum der älteste so dotirt erscheint, wie zur Zeit an preussischen Universitäten Anfänger des akademischen Berufs nach zwei oder drei Jahren honorirt werden.

Die Folgen sind handgreiflich. Bei Neuberufungen sind die alten Sätze in keiner Weise mehr aufrecht zu erhalten. An Berufung hervorragender akademischer Namen ist gar nicht zu denken! Einzelne Versuche dazu sind

kläglich gescheitert. Einen Gehalt von 2000 Thalern zu bieten, ist man kaum im Stande; und wenn man in einem einzelnen Falle das Opfer nicht scheuen möchte, wie wäre es möglich, auch nur einige in gleicher Weise zu dotiren. Gälte es nur darauf zu verzichten, berühmte Namen herbeizuziehen, so wäre das immer noch der geringere Schaden. Aber davon ganz abgesehen überhaupt, tüchtige Kräfte zu gewinnen, konnte schon jetzt nur mit einer Anspannung der Mittel geschehen, die, wenn es so fortgeht, eine übermäßige wird. Bei dem Mangel an Universitätslehrern ist, alle anderen Vortheile Jenas noch so hoch angeschlagen und hie und da selbst die speziellsten persönlichen Gründe, die zur Annahme eines Rufes dorthin bestimmen können, mitberücksichtigt, das Mindeste, daß man ebensoviel bietet, als der Berufene hat. Niemand will sich gern verschlechtern. Schon das kommt hart an, zu gewähren, was hiernach erforderlich ist. Denn die bisherigen Mittel reichten eben nur hin, die bisherigen Jenaischen Gehaltsätze, nicht aber die jetzt auswärts üblich gewordenen zu gewähren. Bei dem Mangel an Lehrkräften ist ferner Nichts häufiger, als daß wo möglich der von auswärts Berufene von seiner Universität gehalten wird. Man bietet ihm mehr; wer beruft, muß überbieten und darin ist für Jena bald die nach seinen Kräften unüberschreitbare Grenze erreicht. So hat sich manche Berufung in der letzten Zeit zerschlagen. Bei den zu Stande gekommenen aber ist nun ganz selbstverständlich, daß weit über den Satz hinausgegriffen werden muß, um den man vordem nicht minder tüchtige Lehrer haben konnte. Neuberufungen ordentlicher Professoren zu 1000 Thaler Gehalt oder gar darunter werden schlechthin zur Fabel.

In demselben Maaße wird es zur Unmöglichkeit, die vorhandenen Lehrer der Universität zu erhalten. Die Zahl der in den letzten Jahren an Jenaische Lehrer ergangenen Rufe ist recht beträchtlich. Sie würde vielleicht noch größer sein, wenn man aller Orten genau wüßte, wie es mit den Jenaischen Gehältern bestellt ist. Selbstverständlich ist nicht jedesmal für die Annahme einer Berufung das Maaß des Gehaltes allein entscheidend. Sonst würde kein einziger Ruf ausgeschlagen worden sein, während zum Glück für Jena doch auch diese oder jene Ablehnung erfolgt ist. Aber die Ablehnung setzt dann doch regelmäßig voraus, daß man sich zu nachtheiligen Mehrbewilligungen an den Ablehnenden versteht. Indessen hat auch eine Anzahl von Professoren Jena verlassen, notorisch deshalb, weil die Universitätsverwaltung nicht im Stande war, mit den auswärtigen Anerbietungen zu concurriren.

Endlich ist, der Wichtigkeit nach nicht in letzter Linie, noch ein Punkt zu erwähnen. Ob ein Docent überhaupt, oder wie bald er den Vortheil genießt, nach einer anderen Universität berufen zu werden, das hängt bekanntlich von ganz unberechenbaren Conjunkturen, oft von reinen Zufälligkeiten, vielfach

von Bekanntschaften, wo nicht von Kotereien, keineswegs nur von der Tüchtigkeit der Leistungen ab. Soll demnach die Gehaltszulage immer bloß von dem Gerufenwerden abhängen? Daß dem bisher meistens so war, gehört zu den widerwärtigsten Seiten des Universitätslebens. Nothwendig ist damit die Gelegenheit und der Anreiz zu einer Verwerthung der Rufe gegeben, die sich an der Hand thatsächlicher Erfahrungen bitter kritisiren ließe.

Ebendeshalb erscheint es, wenn auch nicht als eine Abstellung aller Mißstände, doch als ein relativer Fortschritt, einen anständigen Minimalgehalt der verschiedenen Professorenklassen festzusetzen. Würde zugleich ein System von Alterszulagen angenommen, so würde das Marchandiren mit Rufem noch mehr verschwinden, und das wäre ein Segen für den Professorenstand. Daran ist natürlich niemals zu denken, daß alle Professoren nach gleichen Kategorien gleichmäßig bezahlt werden sollen. Das ist bei keiner Universität möglich. Stets werden einzelne hervorragende, oder für die Universität besonders werthvolle Kräfte mehr erhalten, als andere. Dagegen ist Nichts zu sagen. Allein andererseits sollte man doch dafür sorgen, daß das übliche Herausschrauben der Gehalte aus Anlaß der Berufungen erspart und daß nicht die übliche Ungerechtigkeit forterhalten bleibe, Lehrer, welche vollständig ihre Schuldigkeit thun, ruhig bei den armseligsten Gehalten zu belassen, solange ihnen die Gelegenheit fehlt, mittelst eines Rufes ein paar Hundert Thaler mehr herauszudrücken. Wie unwürdig man den höchsten Zweig des Lehrerstandes behandelt, wenn man so verfährt, bedarf kaum der Erwähnung.

In Jena steht eine ganze Reihe von Professoren auf Gehalten, die man heut zu Tage kaum noch für möglich halten sollte. Wir haben konstatiert, daß der Durchschnitt des Gehalts ordentlicher Professoren noch nicht einmal den Durchschnittsatz der Gymnasiallehrergehalte erreicht. Die Gymnasiallehrer bessert man auf, die Volksschullehrer nicht minder, sogar beträchtlich. Wer denkt an die Professoren der Universität? Man hat wohl einzelne kleine Aufbesserungen vorgenommen, aber in jenem unzulänglichen Maße, dessen oben gedacht wurde. Die ordentlichen Lehrer, welche nicht neu berufen sind, oder nicht in neuer Zeit einen Ruf genossen haben, stehen so ziemlich alle noch unter 1000 Thaler. Und neben ihnen sind andere berufen worden, werden noch täglich berufen, denen ungleich höhere Gehaltsätze bewilligt werden müssen. Auf solche Weise entsteht eine Ungleichheit, die unmöglich ohne nachtheilige Folgen abgeht. In dem engen Kreise einer kleinen Universität und einer kleinen Stadt wird es demnächst eine bevorzugte Klasse der wenigstens relativ günstig Gestellten und der Paria's geben. Der Gegensatz wird sich tief in das sociale Leben hinein erstrecken, das gedeihliche Zusammenleben zerstören und schließlich seine Früchte auch in dem collegialtschen und Amtselben tragen. Man braucht Keinem das Gefühl elenden Neides gegen

die besser situirte Collegenschaft zuzutrauen. Allein das ist eben so gewiß, daß sich, wer sein Amt am Ende ebenso gut auszufüllen glauben darf, als Andere, denen zu Statten kommt, daß ihre neuere Berufung unter gesteigerten Preisverhältnissen erfolgt ist, fragt, warum er sich im materiellen Erfolg seiner Arbeit so sehr verkürzt sehen muß. Wenn daraus nicht ein bitteres Gefühl entspringen sollte, das die Freudigkeit der Berufserfüllung nicht vermehrt, so wäre es zu verwundern.

In dieser Gefahr schwebt die Universität Jena ganz entschieden. Die Gefahr ist darum nicht gering anzuschlagen, weil sie die Grundstimmung bedroht, welche den Vorzug der kleinen Universität bilden muß und die Stellung an einer solchen angenehm macht, die engere und innigere Gemeinschaft der Kollegen. Läßt man da solche Unterschiede, zumal zwischen älteren und jüngeren, entstehen und den Gegensatz immer weiterreißen, so wird man bald selbst bei Neuberufungen die Wirkungen verspüren.

Außer den Mitteln zu anderweiten Berufungen, bei denen das Maaß pekuniärer Aufwendung, das sich nun einmal gestaltet hat, nicht nur nicht wieder herunter zu drücken ist, sondern von Jahr zu Jahr noch wachsen wird, sind daher eben so dringlich die Mittel nöthig, um die Gehalte der älteren Lehrer auf einen auch nur annähernd angemessenen Fuß zu bringen. Werden den preussischen Durchschnittssatz und das preussische Servisgeld verlangen wollte, so nahe es liegt, darauf hinzuweisen nach dem, was für die Gymnasten geschehen, den würde man vielleicht einen Träumer schelten. Wer kann im Hinblick auf die Universitätskasse so kühne Ideen hegen? Also lieber hübsch bescheiden sein; ein Sichbescheidenmüssen, das freilich schon den offenbaren Nothstand bezeugt. Gesezt, es sollte nur jeder ordentliche Professor mit dem niedrigsten Gehalt von 1000 Thaler bedacht werden, die Honorar- und außerordentlichen Professoren dem entsprechend etwas niedriger, so wären dazu nach einer Berechnung, die anzustellen wir uns nicht verdrießen ließen, etwa 6000 Thaler jährlich nöthig. Aber woher auch noch diese 6000 Thaler nehmen?

Das ist die Lage der Dinge in Jena. Geldverlegenheit bei Neuberufungen und nicht die Möglichkeit, allen seinen Lehrern auch nur einen leidlichen Minimalgehalt zu gewähren. Nun sage Einer, es sei keine Noth. Die Noth und mit ihr die Sorge um die Erhaltung der Blüthe, ja die Existenz der Universität muß da wach werden. So unerfreulich es ist, dies zu konstatiren, so ziemt es sich doch der Wahrheit in das Gesicht zu sehen und ohne jegliche Schwarzmalerei offen auszusprechen, wie die Dinge liegen. Erst dann, wenn dies geschehen ist, kann die Frage aufgeworfen werden, ob und in welcher Weise Abhülfe möglich ist.